

Liebe Pfingstgemeinde! Buenos dias! Dzien dobry! Dear friends in Christ! Moji Dragi!
Shalom! Salaam! Grüß Gott! Fratelli e sorelle! Cheres Amis! Sevgili topluluk!
Lieve vrienden! Braty i sestry! Jó reggelt! Kára gemenskap! Vielleicht auch einfach: Moin!

Wie schön wäre es, wenn wir jede und jeden von Ihnen hier in Ihrer Herzenssprache anreden könnten. In Sprache schwingt ja so viel mehr mit als allein die Wortbedeutung: In unserer Herzenssprache steckt auch ein Lebensgefühl, stecken Kultur und Identität, Zugehörigkeit, manchmal ein Stück Glaubensheimat. In der ukrainischen griechisch-katholischen Gemeinde in Osnabrück finden beispielsweise Gläubige aus ganz verschiedenen Kirchen der Ukraine zusammen, die gar nicht unbedingt in einem engen ökumenischen Verhältnis stehen. Die Menschen nehmen mitunter weite Wege in Kauf, um in der Liturgie und beim anschließenden Gemeindegottesdienst die ihnen vertraute Sprache zu hören und zu sprechen, um mit der Sprache vielleicht auch ähnliche Erfahrungen zu teilen, über alle konfessionellen Unterschiede hinweg. Muttersprachliche Gemeinden können so wichtige Orte sein, in vielerlei Hinsicht.

Jede:r, der oder die schon einmal in einem fremdsprachlichen Kontext zurechtkommen musste, weiß, was es bedeutet, wenn die eigene Sprache für die Umgebung nicht selbstverständlich ist: Man ist orientierungslos, verunsichert, auf ein geduldiges Gegenüber angewiesen, muss ganz klein anfangen, Wort für Wort, mit Händen und Füßen, kann sich nicht ausdrücken, nur schwer in Kontakt treten. Was muss das für eine überwältigende Erfahrung sein, wenn ich dann plötzlich und unerwartet von meiner Muttersprache umgeben bin! Und nicht nur ich, sondern auch alle anderen, die aus aller Welt gekommen sind. Ich wäre zu gerne beim Pfingsttag in Jerusalem dabei gewesen. Jeder hörte die Jünger in seiner eigenen Sprache reden, und die Menschen aus aller Welt waren zunächst verstört, heißt es, sie waren verwundert und ratlos. Die eigentlich selbstverständliche Erfahrung von Fremdsein wurde auf den Kopf gestellt. Plötzlich hörten sie, wie die Jünger, erfüllt vom Heiligen Geist, Gottes große Taten in ihren Herzenssprachen verkünden. Sich nicht verstanden zu fühlen ist ein schlimmes Gefühl, im wörtlichen wie im übertragenen Sinn. In der Erzählung vom Turmbau zu Babel stellt die Sprachenvielfalt eine Strafe Gottes /2/ dar. Der Herr verwirrte die Sprache auf der ganzen Erde und zerstreute so auch die Menschen. Sprachverwirrung bedeutet Irritation: Menschen, die sich ursprünglich wie von selbst verstanden haben, müssen sich plötzlich erklären oder übersetzen oder reden aneinander vorbei.

Dieses Gefühl habe ich gerade oft: Vieles versteht sich nicht mehr von selbst, ist nicht mehr selbstverständlich. Ein Bild bildet nicht mehr unbedingt die Wahrheit ab – im Zeitalter von fake news kann ich nicht mehr unkritisch allen Medien vertrauen. Dass rechtspopulistische oder gar rechtsextreme Politik gefährlich und menschenverachtend ist und nie wieder Macht bekommen darf, scheint nicht mehr selbstverständlich, nicht in Deutschland und nicht in vielen anderen Ländern. Dass das Völkerrecht eingehalten wird, ist nicht mehr selbstverständlich. Was Sicherheit bedeutet und wie sie erreicht werden kann, ist eine kontroverse Frage. Wir scheinen mittendrin in der Sprachverwirrung von Babel. Positionen prallen aufeinander, jede Stimme nimmt für sich die Wahrheit in Anspruch. Diese Vielstimmigkeit ist anstrengend, so ganz anders als die Vielstimmigkeit des Pfingstereignisses. Sie ist verunsichernd, herausfordernd, mitunter aggressiv. „Prüft alles und behaltet das Gute“ – die Jahreslosung trifft hier einen Nerv, denn gerade das ist das Anstrengende: alles beständig zu prüfen, zu argumentieren, was ich für gut und eigentlich selbstverständlich halte. Was kann der Auftrag unserer christlichen Stimme in dieser Vielstimmigkeit sein? Ich glaube nicht, dass wir als Kirchen dieser Entwicklung gegenüber stehen und dass es unsere Aufgabe ist, Garant für Stabilität und Einstimmigkeit zu sein. Schon jede Kirche ist in sich vielfältig. Für meine katholische Kirche merke ich das sehr deutlich. Es gibt nicht die eine einzige selbstverständliche Antwort auf die Frage, ob Frauen zu Priesterinnen geweiht werden dürfen und geweiht werden sollen. Es gibt in der katholischen Kirche auch nicht die eine einzige selbstverständliche Antwort, ob es synodale Formen braucht und wie sie gestaltet sein sollten.

Diese Vielstimmigkeit vergrößert sich in der Ökumene: Mit der konfessionellen Vielfalt kommen gleichsam neue Sprachen hinzu, erweitert sich die theologische, die pastorale, die ethische Breite. Gleichzeitig tun sich viele Gemeinsamkeiten auf: Manchen Christ:innen aus /3/ anderen Kirchen fühle ich mich manchmal näher als manchen katholischen Geschwistern. Ich fühle mich als Teil einer selbstverständlichen christlichen Weggemeinschaft. Und dass ihr, liebe ökumenische Geschwister, die Geduld mit meiner katholischen Kirche nicht verliert, lässt mich auch selbst manchmal gnädiger und gelassener auf meine Kirche schauen, glaube ich. Auch uns als Kirchen, als christlicher Gemeinschaft ist Vielstimmigkeit also nicht fremd, sie gehört zu uns, einerseits als anstrengende Herausforderung und gleichzeitig als besonderer Schatz. Was also kann, mit dieser Erfahrung im Gepäck, der Auftrag für uns als christliche Stimme in der gegenwärtigen gesellschaftlichen Vielstimmigkeit sein?

Ich möchte zwei mögliche Aufträge beleuchten. Erstens: leise Sprachen einblenden und Versöhnung für möglich halten Wer von Ihnen war beim Kirchentag in Hannover, Anfang Mai? Und gibt es auch jemanden, der beim Konzert von Bodo Wartke war, Donnerstagabend auf dem Opernplatz? Als Zugabe ganz zum

Schluss hat der Klavierkabarettist Bodo Wartke ein Liebeslied in vielen Sprachen gespielt. Ein deutscher Refrain, und in jeder Strophe wird dieselbe Liebeserklärung jeweils in einer anderen Sprache gesungen, in vier Zeilen nur, eine leichte, beschwingte Melodie. Bodo Wartke hat diese Strophe am Ende auf Ukrainisch gesungen. Und auf Russisch. Und auf Hebräisch. Und auf Arabisch. Für mich steckte darin die selbstverständliche Botschaft: Auf allen Seiten dieser schrecklichen Kriege gibt es Menschen, die lieben, die Angst haben um ihre Lieben, die um geliebte Menschen trauern. Allein dadurch, dass die Sprachen von einander bekämpfenden Parteien gleichwertig aufeinander folgen, scheint die Menschlichkeit auf, die alle Seiten verbindet. Wir können uns verstehen in unseren Grundbedürfnissen, in unserem Sehnen nach Liebe, nach Frieden, nach Sicherheit. Diese Bedürfnisse verstehen sich von selbst. Darüber, wie sie in konkrete Politik übersetzt werden, müssen wir streiten. /4/

Ein Angriffskrieg darf nicht unwidersprochen bleiben. Wir müssen streiten über die Lieferung von Waffen, über Sanktionen, über Asylrecht, über politische Souveränität und Hilfslieferungen. Es braucht klare Haltungen und Positionen. Es braucht eine Option für die Opfer, dafür stehen auch wir als Kirchen.

Vielleicht sind wir als Christinnen und Christen darüber hinaus auf besondere Weise berufen, über diese notwendigen Debatten hinauszudenken und die Hoffnung auf menschliche Verbindung wachzuhalten. Als Gemeinden und Kirchen sind wir in alle Enden der Erde vernetzt. Es gibt Partnergemeinden, Partnerkirchen. Wir haben weltweite kirchliche Hilfswerke. In jedem Fürbittgebet versuchen wir, unseren Horizont zu weiten. Wir wissen, dass nicht nur wir heute vom Pfingstereignis in der Apostelgeschichte lesen. Auch Christinnen und Christen in der Ukraine. In Russland. In Jerusalem. In Gaza. In all unseren christlichen Kirchen. Als Christ:innen bleiben wir verflochten, wir dürfen und können uns nie selbst genügen. Wir wissen, dass wir verbunden sind über die Sprache des Glaubens und die Sprache der Menschlichkeit. Wir haben die Hoffnung, dass Friede irgendwann irgendwie möglich ist, dass wir zur Versöhnung berufen sind, so utopisch das derzeit vielleicht scheint.

Aber wir dürfen diesen Hoffnungsfaden nicht abschneiden, dürfen nicht dämonisieren, dürfen nicht gleichgültig werden. Ich glaube, als Christen sind wir berufen, nicht in verhärteten Fronten stecken zu bleiben. Vielleicht ist es an uns, die Hoffnung auf Verbindung lebendig zu halten. Vielleicht ist es an uns, immer dann eine leise Sprache zu hören und einzubringen, wenn sie gerade ungehört bleibt.

Ein zweiter möglicher Auftrag für uns Christen: Räume schaffen für das Heilen von Erinnerungen. Im März konnte ich an einer weltkirchlichen Lernreise nach Südafrika teilnehmen. Mit zehn Hauptamtlichen des Bistums Osnabrück haben wir u.a. für zwei Tage an einem Workshop „Healing of Memories“, Heilung von Erinnerung, teilgenommen. Methodisch klingt dieser Workshop sehr einfach: Wir haben mit Kreidestiften unseren Lebensweg aufgemalt und haben in Kleingruppen davon erzählt. Jede Person hat selbst entschieden, was sie malt, wie /5/ sie malt von ihren Beziehungen, von Brüchen und Gelungenem, von Enttäuschung und Zufriedenheit.

Zu welchen Farben hätten Sie wohl als Erstes gegriffen? Hätten Sie eher abstrakt oder eher konkret angesetzt beim Malen Ihres Bildes? Anhand des Bildes hatte jeder von uns 20 Minuten Zeit zum Erzählen. Die Anderen in der Kleingruppen haben einfach zugehört. Mehr nicht. Und auch nicht weniger. Sie haben am Ende eine Resonanz gegeben, was sie beeindruckt hat beim Zuhören und was sie der Person wünschen. Methodisch klingt das so einfach. Menschlich ist es das nicht. Es war oft sehr dicht, intensiv. Dadurch auch sehr kostbar. Und es war sehr stimmig, dass am Ende wieder alle Kleingruppen zusammen waren, dass wir ein persönliches Symbol für die Zukunft getöpft und zusammen gesungen und gefeiert haben. Entstanden sind diese Workshops in Südafrika mit dem Grundgedanken „Every Story needs a Listener“, jede Geschichte braucht jemanden, der zuhört. Nach dem Ende der Apartheid sollte gehört werden, was unterdrückt worden war. Lebensgeschichten, die an den Rand gedrängt worden waren, sollten nun im Mittelpunkt stehen. Allein das Erzählen vom eigenen Leben mit allen Brüchen und Traurigkeiten bedeutet natürlich noch keine Heilung. Aber es ist ein erster Schritt auf Heilung hin, denn wenn ich die Erfahrung mache, dass das, was ich erzähle, wertschätzend gehört wird, dann wächst mein Vertrauen, mich mitzuteilen. Dann wächst Hoffnung, dass Verbindung und vielleicht sogar Versöhnung möglich sind. „Every story needs a listener“: Das könnte eine gute Maxime sein, wie wir innerhalb und außerhalb von Kirche Begegnungsräume gestalten. Vielleicht ist es unsere Rolle als vielstimmige christliche Gemeinschaft, eine Kultur des Zuhörens einzuüben und Räume für das Heilen von Erinnerungen zu schaffen. Vielleicht sind es solche Wege, auf die der Herr uns weist, um die Tür zu Gerechtigkeit und Frieden offen zu halten. Vertrauen wir diesen neuen Wegen und dem Wirken des Heiligen Geistes. Amen.

Dr. Stephanie van de Loo, Geschäftsführerin ACK in Niedersachsen, Diözesanbeauftragte für Ökumene im Bistum Osnabrück, Dr. Stephanie van de Loo – Pfingstpredigt ACK Lüneburg 2025